

Station I: Der Blick auf das Jenseits



Caspar David Friedrich: Der Mönch am Meer
(1808 – 1810)

a)

- 2/3 Himmel (hellere Farben)
- ein Teil Meer
- letzten 1/3 die Klippe (und dunklere Farben)
- Himmel ist größer und ist über dem Menschen
- Mensch im Mittelpunkt aber alles andere um ihn herum größer und einflussreicher
- Mensch wirkt unbedeutend gegenüber der Naturkräfte
- Himmel zeigt Sturm könnte aufbrechen
- Mensch guckt Richtung Horizont
- einzelne Person hängt ihren Gedanken nach aber um die Person herum ist etws was die Person sich nicht erklären kann
- steht auf dem Boden der Tatsachen ist aber gedanklich bei der irrealen Welt die er sich nicht erklären kann
- man selber ist im Zentrum aber es gibt ganz viel um einen herum was einen überwältigen kann
- Gedanke: was ist hinten am Horizont was ich mir nicht erklären kann

b)

- Mensch das sieht nach Gewitter aus ich sollte rein gehen vlt regnet es gleich
- die Mächte der Natur lassen sich nicht kontrollieren
- ich sollte einen Turm bauen um näher an Gott zu sein
- ich sollte draußen bleiben um bei Gott zu bleiben
- was ist dort oben in den Wolken
- das Gewitter sind die Probleme des heiligen und ich muss mir die Probleme des heiligen anhören

Station III.: Das romantische Gemüt



Achim von Arnim, 1781 in Berlin geboren, lernte 20jährig Clemens Brentano kennen. Zeitlebens waren sie gut befreundet, auch weil Achim von Arnim 1811 Brentanos Schwester Bettina heiratete. Von 1814 bis zu seinem Tod 1831 lebte Achim von Arnim auf seinem Landsitz Wiepersdorf bei Berlin. Durch die Volksliedsammlung „Des Knaben Wunderhorn“, die er zusammen mit Brentano veröffentlichte, wurde die Volkspoesie wiederentdeckt. In alten Gesangbüchern, Chroniken und Anthologien suchten die Schriftsteller Volkslieder, die sie sprachlich bearbeiteten und dem zeitgenössischen Geschmack anpassten. Diese Sammlung hatte beim Leser großen Erfolg. Achim von Arnim schrieb unter anderem fantasievolle Prosa mit grotesken und gespensterhaften Gestaltungselementen, die an Märchen erinnern („Die Kronenwächter“, 1817; „Isabella von Ägypten, Kaiser Karl des Fünften Jugendliebe“, 1812).

Achim von Arnim: Stolze Einsamkeit (1813)

Im Walde, im Walde, da wird mir so licht,
Wenn es in aller Welt dunkel,
Da liegen die trocknen Blätter so dicht,
Da wälz' ich mich rauschend darunter,
Da mein' ich zu schwimmen in rauschender Flut,
Das tut mir in allen Adern so gut,
So gut ist's mir nimmer geworden.

Im Walde, im Walde, da wechselt das Wild¹,
Wenn es in aller Welt stille,
Da trag' ich ein flammendes Herz mir zum Schild,
Ein Schwert ist mein einsamer Wille,
Da steig' ich, als stieß' ich die Erde in Grund,
Da sing' ich mich recht von Herzen gesund,
So wohl ist's mir nimmer geworden.

Im Walde, Im Walde, da schrei' ich mich aus,
Weil ich vor aller Welt schweige,
Da bin ich so frei, da bin ich zu Haus.
Was schadt's, wenn ich töricht mich zeige,
Ich stehe allein, wie ein festes Schloss,
Ich stehe in mir, ich fühle mich groß,
So groß als noch keiner geworden.

Im Walde, im Walde, da kommt mir die Nacht,
Wenn es in aller Welt funkelt,
Da nahet sie mir so ernst und so sacht,
Dass ich in den Schoß ihr gesunken,
Da löscht sie aller Tage Schuld,
Mit ihrem Atem voll Tod und voll Huld²,
Da sterb' ich und werde geboren.

aus: *Gedichte von Achim von Arnim*, 2. Teil,
hrsg. v. Alfred Anger und Herbert R. Liedke, Max Niemeyer Verlag,
Tübingen 1976, S. 11.

¹ Der **Wildwechsel**: Im Wald lebende Säugetiere, wie Hirsche oder Rehe (=Wild) benutzen beim so genannten Wildwechsel regelmäßig bestimmte Wege. So wechselt Wild etwa vom Tageseinstand, meist von einem vor allem ruhigen und sonnigen Bereich, auf eine Fläche, wo es Nahrung findet.

² die **Huld**: veraltet für Wohlwollen, Freundlichkeit

- lyrisches Ich ungefähr 25-mal erwähnt
- die Natur ist die Medizin des lyrischen Ich (S.1 V.5ff.)
- lyrisches Ich hat paar Probleme mit dem es zu kämpfen hat (S.3 V.1)
- lyrisches Ich ist einsam -> ist im Wald zuhause (S.3 V.3)
- das lyrische Ich ist ein bisschen ich zitiere Linus hui hui (mit Hand schütteln vorm Kopf (Schere))
- lyrisches Ich ist Selbstbewusst (ich stehe in mir, ich fühle mich groß)
- Natur ist die Grundlage des Menschen
- Erlösung des Menschen -> erweitert die Freiheit (S.
- Natur prägt den Charakter des Menschen

Station IV (Wahlstation): Sehnsucht nach dem Mittelalter

Otto Heinrich Graf von Loeben: Das Mittelalter (1810)

Es träumte mir, ein Greis mit Silberhaaren
Entführte mich auf eines Schlosses Zinnen;
Mit Wonne noch bewegt es meine Sinnen,
Wie mir geschah, als wir da oben waren.

5

Ich sah die Schiff' und Wimpel unten fahren,
Durch offne Gauen edle Ströme rinnen;
Ich sah den Wäldern Jägernetz' entspinnen,
Ich sah am Quell die Hirsche bei den Aaren.

10

Viel' Städte schaut' ich, hoch' und niedre Türme,
Den Blick umfing ein stolzes Wohlbehagen
Bei diesen Märkten, Straßen, Gärten, Toren.

15

Mit einmal tönt' es hohl, als ob man stürme;
Der Greis verschwand, ich hör' ihn nur noch sagen:
„Dies war das Paradies, das ihr verloren.“

→ sehr weit verbreitete
Tätigkeit

→ natürliche unberührte
Umgebung → typische
Landschaft

→ Türme wesentliche
Bestandteile Mittelalter

mittelalterliches
Stadtleben

aus: Otto Heinrich Graf von Loeben: Gedichte.
Hrsg. v. Raimund Pissin, in: Deutsche Literaturdenkmale
des 18. und 19. Jahrhunderts, Band 23, 3. Folge, Nr. 15,
Berlin 1904, S. 87.

Station V: Der Gegensatz von Klassik und Romantik

4.2 Der Gegensatz von Klassik und Romantik

Johann Wolfgang von Goethe: Das Antike und das Romantische (1808)

Das Romantische ist kein Natürliches, ursprüngliches, sondern ein Gemachtes, ein Gesuchtes, Gesteigertes, Übertriebenes, Bizarres, bis ins Fratzenhafte und Karikaturartige. Kommt vor wie ein Redoutenwesen, eine Maskerade, grelle Lichterbeleuchtung. Ist humoristisch (das heißt ironisch, vergleiche Ariost, Cervantes; daher ans Komische grenzend und selbst komisch) oder wird es augenblicklich, sobald der Verstand sich daran macht, sonst ist es absurd und phantastisch. Das Antike ist noch bedingt (wahrscheinlich, menschlich), das Moderne willkürlich, unmöglich. Das antike Magische und Zaubersche hat Stil, das moderne nicht. Das antike Magische ist Natur, menschlich betrachtet, das moderne dagegen ein bloß Gedachtes, Phantastisches. Das Antike ist nüchtern, modest, gemäßigt, das Moderne ganz zügellos, betrunken. Das Antike erscheint nur ein idealisiertes Reales, ein mit Großheit (Stil) und Geschmack behandeltes Reales; das Romantische ein Unwirkliches, Unmögliches, dem durch die Phantasie nur ein Schein des Wirklichen gegeben wird.

Das Antike ist plastisch, wahr und reell; das Romantische täuschend wie die Bilder einer Zaubervaterne, wie ein prismatisches Farbenbild, wie die atmosphärischen Farben. Nämlich eine ganz gemeine Unterlage erhält durch die romantische Behandlung einen seltsamen wunderbaren Anstrich, wo der Anstrich eben alles ist und die Unterlage nichts. Das Romantische grenzt ans Komische [...], das Antike ans Ernste und Würdige. Das Romantische, wo es in der Großheit an das Antike grenzt wie in den Nibelungen, hat wohl auch Stil, das heißt eine gewisse Großheit in der Behandlung, aber keinen Geschmack. Die so genannte romantische Poesie zieht besonders unsere jungen Leute an, weil sie der Willkür, der Sinnlichkeit, dem Hange nach Ungebundenheit, kurz der Neigung der Jugend schmeichelt. Mit Gewalt setzt man alles durch. Seinem Gegner bietet man Trotz. Die Weiber werden angebetet: Alles wie es die Jugend macht.

Romantik ist unnatürlich, humorvoll und absurd. Es geht mehr um Schein als sein. Im Vergleich Romantik das Kranke im Gegensatz zur Klassik.

aus: „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens“ von Johann Peter Eckermann. In: Haas, Die Deutsche Literatur, a.a.O., S. 85

Johann Wolfgang von Goethe: Über das Klassische und Romantische

Aus dem Text zum Montag, den 6. Oktober 1828:

„Was will der ganze Plunder gewisser Regeln einer steifen veralteten Zeit!“, sagte er heute, „und was will all der Lärm über klassisch und romantisch! Es kommt darauf an, dass ein Werk durch

und durch gut und tüchtig sei, und es wird auch wohl klassisch sein.“

10 Aus dem Text zum Donnerstag, den 2. April 1829:

„Mir ist ein neuer Ausdruck eingefallen“, sagte Goethe, „der das Verhältnis nicht übel bezeichnet. Das Klassische nenne ich das Gesunde, und das Romantische das Kranke. (Und da sind die Nibelungen klassisch wie Homer, denn beide sind gesund und tüchtig.) Das meiste Neuere ist nicht romantisch, weil es neu, sondern weil es schwach, kränklich und krank ist, und das Alte ist nicht klassisch, weil es alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist. Wenn wir nach solchen Qualitäten 25 Klassisches und Romantisches unterscheiden, so werden wir bald im Reinen sein.“

aus: Johann Wolfgang Goethe: Das Antike und das Romantische. Gespräch mit Riemer am 28. August 1808 in Karlsbad. Zitiert nach: Haas: Die deutsche Literatur, a.a.O., S. 85

Friedrich Schlegel: Die romantische Poesie (Fragment 116 in der Zeitschrift Athenäum, 1798–1800)

Die romantische Poesie ist eine **progressive Universalpoesie**. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen und die Poesie mit der **Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen**. Sie will und soll auch **Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen**, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig und das Leben und die **Gesellschaft poetisch machen**, den **Witz poetisieren** und die Formen der Kunst mit gediegnem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen und durch die Schwingungen des **Humors** beseelen. Sie umfasst alles, was nur poetisch ist, vom größten wieder mehr Systeme in sich enthaltenden Systeme der Kunst bis zu dem Seufzer, dem Kuss, den das dichtende Kind aushaucht in kunstlosen Gesang. Sie kann sich so in das Dargestellte verlieren, dass man glauben möchte, poetische Individuen jeder Art zu charakterisieren, sei ihr Eins und Alles; und doch gibt es noch keine Form, die so dazu gemacht wäre, den Geist des Autors vollständig auszudrücken: so dass manche Künstler, die nur auch einen Roman schreiben wollten, von ungefähr sich selbst dargestellt haben. Nur sie kann gleich dem Epos ein **Spiegel der ganzen umgebenden Welt**, ein Bild des Zeitalters werden. Und doch kann auch sie am meisten zwischen dem Dargestellten und dem Darstellenden frei von **allem realen und idealen Interesse** auf den Flügeln der **poetischen Reflexion in der Mitte schweben**, diese Reflexion immer wieder potenzieren und wie in einer endlosen Reihe von Spiegeln vervielfachen. Sie ist der höchsten und der allseitigsten Bildung fähig; nicht bloß von innen heraus, sondern auch von außen hinein; indem sie jedem, was ein Ganzes in ihren Produkten sein soll, alle Teile ähnlich organisiert, wodurch ihr die Aussicht auf eine grenzenlos wachsende Klassizität eröffnet wird. Die romantische Poesie ist unter den Künsten, was der Witz der Philosophie und die Gesellschaft, Umgang, Freundschaft und Liebe im Leben ist. Andre Dichtarten sind fertig, und können nun vollständig zergliedert werden. Die **romantische Dichtart ist noch im Werden**; ja das ist ihr eigentliches Wesen, dass sie ewig nur werden, **nie vollendet sein kann**. Sie kann durch keine Theorie erschöpft werden, und nur eine divinatorische Kritik dürfte es wagen, ihr Ideal charakterisieren zu wollen. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frei ist, und das als ihr erstes Gesetz anerkennt, dass die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide. Die romantische Dichtart ist die einzige, die mehr als Art und gleichsam die Dichtkunst selbst ist: denn in einem gewissen Sinn ist oder soll alle Poesie romantisch sein.

aus: Friedrich Schlegel:
Kritische und theoretische Schriften.
Reclam, Stuttgart 1990, S. 90f.

Schlegel & Goethe
gleich:

- Romantisch humorvoll
- unnatürlich / Phantasie

unterschiedlich

- Goethe differenziert
- Schlegel sagt Universalpoesie
- ↳ alles kann damit poesiert werden

• Schlegel romantische Dichtart nie vollendet

↳ entwickelt sich immer weiter
(Dichter können damit machen was sie wollen)

Fragmente waren für die Frühromantiker eine ideale Form des literarischen Ausdrucks. Die Kürze der Fragmente erlaubte es, philosophische Gedanken, Kunstauffassungen, Erkenntnisse, weltanschauliche Grundsätze in oft provokanter Form darzustellen. Diese frechen Äußerungen zu den verschiedensten Themen offenbaren nicht nur ihre Auffassungen zur Poesie, Philosophie oder Politik, sie sind Bausteine, die zusammen genommen das Gebäude ihrer Weltanschauung dokumentieren. Dabei sollte jedes Fragment in sich vollendet sein. Der Berliner Theologe Friedrich Schleiermacher sah in den Fragmenten kritische Späne. Sie sollten das Licht eigenständigen Denkens entzünden, durch gezielte Provokation einen neuen Kommunikationsprozess zwischen Autor und Leser in Gang setzen. Das Spielerische in den Formulierungen verrät aber auch den Spaß, den die Frühromantiker beim Verfassen der Fragmente hatten. Sie entstanden oft im Gespräch und wurden sofort notiert. Die Gedankensplitter sollten als ein Stück Welterfahrung eingefangen werden. Dabei wurde nichts begründet oder bewiesen. Den Frühromantikern ging es um das Sprengen althergebrachter Denkmodelle, sie hinterfragten mit den Fragmenten Systeme und festgefügte Strukturen in der Philosophie, Politik und Gesellschaft. Die Frühromantiker wollten mit der offenen Form des Fragments das Fließende, das Veränderliche, die Bewegung aller Prozesse einfangen. Die Vielschichtigkeit und Komplexität der Wirklichkeit ließ sich für sie nicht allein durch Begriffe und Systeme erklären. Auf der Suche nach der Allwissenheit war ihnen die Relativität jeder errungenen Wahrheit bewusst.

nach: Katalog Der romantische Aufbruch, a.a.O., Beilage

Station VI: Märchen

Novalis: Märchen von Hyazinth und Rosenblüt

Vor langen Zeiten lebte weit gegen Abend ein blutjunger Mensch. Er war sehr gut, aber auch über die Maßen wunderlich. Er grämte sich unaufhörlich um nichts und wieder nichts, ging immer still für sich hin, setzte sich einsam, wenn die andern spielten und fröhlich waren, und hing seltsamen Dingen nach. Höhlen und Wälder waren sein liebster Aufenthalt, und dann sprach er immerfort mit Tieren und Vögeln, mit Bäumen und Felsen, natürlich kein vernünftiges Wort, lauter närrisches Zeug zum Totlachen. Er blieb aber immer mürrisch und ernsthaft, ungeachtet sich das Eichhörnchen, die Meerkatze, der Papagei und der Gimpel alle Mühe gaben ihn zu zerstreuen und ihn auf den richtigen Weg zu weisen. [...]

Allein der Missmut und Ernst waren hartnäckig. Seine Eltern waren sehr betrübt, sie wussten nicht, was sie anfangen sollten. Er war gesund und aß, nie hatten sie ihn beleidigt, er war auch bis vor wenig Jahren fröhlich und lustig gewesen wie keiner; bei allen Spielen voran, von allen Mädchen gern gesehn. Er war recht bildschön, sah aus wie gemalt, tanzte wie ein Schatz. Unter den Mädchen war eine, ein köstliches, bildschönes Kind, sah aus wie Wachs, Haare wie goldne Seide, kirschrote Lippen, wie ein Püppchen gewachsen, brandrabenschwarze Augen. Wer sie sah, hätte mögen vergehn, so lieblich war sie. Damals war Rosenblüte, so hieß sie, dem bildschönen Hyazinth, so hieß er, von Herzen gut, und er hatte sie lieb zum Sterben. [...]

Nun begab sich's, dass er einmal nach Hause kam und war wie neugeboren. Er fiel seinen Eltern um den Hals und weinte. „Ich muss fort in fremde Lande“, sagte er, „die alte wunderliche Frau im Walde hat mir erzählt, wie ich gesund werden müsste, das Buch hat sie ins Feuer geworfen und hat mich getrieben, zu euch zu gehn und euch um euren Segen zu bitten. Vielleicht komme ich bald, vielleicht nie wieder. Grüßt Rosenblütchen. Ich hätte sie gern gesprochen, ich weiß nicht, wie mir ist, es drängt mich fort; wenn ich an die alten Zeiten zurückdenken will, so kommen gleich mächtigere Gedanken dazwischen, die Ruhe ist fort, Herz und Liebe mit, ich muss sie suchen gehn. Ich wollt' euch gern sagen, wohin, ich weiß selbst nicht, dahin wo die Mutter der Dinge wohnt, die verschleierte Jungfrau. Nach der ist mein Gemüt entzündet. Lebt wohl.“ Er riss sich los und ging fort. [...]

Hyazinth lief nun, was er konnte, durch Täler und Wildnisse, über Berge und Ströme, dem geheimnisvollen Lande zu. Er fragte überall nach der heiligen Göttin (Isis), Menschen und Tiere, Felsen und Bäume. Manche lachten, manche schwiegen, nirgends erhielt er Bescheid. Im Anfange kam er durch raues, wildes Land, Nebel und Wolken warfen sich ihm in den Weg, es stürmte immerfort; dann fand er unabsehbare Sandwüsten, glühenden Staub, und wie er wandelte, so veränderte sich auch sein Gemüt, die Zeit wurde ihm lang und die innere Unruhe legte sich, er wurde sanfter und das gewaltige Treiben in ihm allgemach zu einem leisen, aber starken Zuge, in den sein ganzes Gemüt sich auflöste. Es lag wie viele Jahre hinter ihm. Nun wurde die Gegend auch wieder reicher und mannigfaltiger, die Luft lau und blau, der Weg ebener, grüne Büsche lockten ihn mit anmutigem Schatten, aber er verstand ihre Sprache nicht, sie schienen auch nicht zu sprechen, und doch erfüllten sie auch sein

Herz mit grünen Farben und kühlem, stillem Wesen. Immer höher wuchs jene süße Sehnsucht in ihm, und immer breiter und saftiger wurden die Blätter, immer lauter und lustiger die Vögel und Tiere, balsamischer die Früchte, dunkler der Himmel, wärmer die Luft, und heißer seine Liebe, die Zeit ging immer schneller, als sähe sie sich nahe am Ziele. [...]

Hyazinth kam endlich zu jener längst gesuchten Wohnung, die unter Palmen und andern köstlichen Gewächsen versteckt lag. Sein Herz klopfte in unendlicher Sehnsucht, und die süßeste Bangigkeit durchdrang ihn in dieser Behausung der ewigen Jahreszeiten. Unter himmlischen Wohlgedüften entschlummerte er, weil ihn nur der Traum in das Allerheiligste führen durfte. Wunderlich führte ihn der Traum durch unendliche Gemächer voll seltsamer Sachen auf lauter reizenden Klängen und in abwechselnden Akkorden. Es dünkte ihm alles so bekannt und doch in nie gesehener Herrlichkeit, da schwand auch der letzte irdische Anflug, wie in Luft verzehrt, und er stand vor der himmlischen Jungfrau, da hob er den leichten, glänzenden Schleier, und Rosenblütchen sank in seine Arme. Eine ferne Musik umgab die Geheimnisse des liebenden Wiedersehns, die Ergießungen der Sehnsucht, und schloss alles Fremde von diesem entzückenden Orte aus. Hyazinth lebte nachher noch lange mit Rosenblütchen unter seinen frohen Eltern und Gespielen, und unzählige Enkel dankten der alten wunderlichen Frau für ihren Rat und ihr Feuer; denn damals bekamen die Menschen so viel Kinder, als sie wollten.

aus: Novalis: Schriften.
Die Werke Friedrichs von Hardenbergs.
Hrsg. v. P. Kluckhohn und R. Samuel. Band I,
Wissenschaftliche Buchgesellschaft,
Darmstadt 1960, S. 195ff.

Es war einmal ein hübscher Bursche mit Namen Hyazinth. Er lebte mit seinen Eltern in einem Dorf im Westen. Er war freundlich und gutherzig, doch er sprach wenig mit anderen und ging lieber in den Wald und Berge, als mit anderen zu spielen oder Spaß zu haben. Dort sprach er mit Tieren, Bäumen oder Felsen. Doch er sprach kein vernünftiges Wort und blieb immer murrig. Selbst Eichhörnchen, Meerkatze und Papagei versuchten, ihn auf den richtigen Weg zu bringen. Doch seine schüchterne Seite und die ernste Miene waren das größte Problem. Früher war er ein hübscher, netter Junge, er tanzte bei Festen und war bei den Mädchen beliebt. Doch besonders liebte er ein Mädchen. Sie war wunderschön und hatte Haare wie goldige Seide. Sie hieß Rosenblüte und er hatte sie zum Sterben lieb. Doch eines Tages geschah es, dass Hyazinth wie ausgewechselt nach Hause kam. Er erzählte von einer Frau im Wald, die ihm die Heilung an einem weit entfernten Ort versprach, und sagte seinen Eltern, sie sollten Rosenblütchen grüßen und wohl leben. Am nächsten Morgen war Hyazinth fort. Er lief durch, er ging durch Täler, über Berge und Ströme.

Der Weg war beschwerlich, oft regnete es, und dichter Nebel nahm ihm die Sicht. In der Wüste brannte ihm die Sonne auf den Kopf. Doch je weiter er ging, desto ruhiger wurde sein Herz. Mit der Zeit kam er in ein schönes Land mit Palmen, bunten Vögeln und süßen Früchten. Dort schlief er unter einem blühenden Baum ein, denn nur im Traum konnte er den Ort finden, den er suchte.

Im Traum trat er in einen prächtigen Palast mit vielen Sälen. Musik erklang, und alles war ihm fremd und doch vertraut. Dann stand er vor einer schönen Frau mit Schleier, und als er diesen hob, sah er sie : **Rosenblüt!**

Sie fiel ihm freudig in die Arme, und eine himmlische Musik erklang. Die beiden waren wieder vereint. Hyazinth kehrte mit Rosenblüt nach Hause zurück. Sie lebten glücklich bei seinen Eltern, und ihnen wurden viele Kinder und Enkel geboren.

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Station VII: Der Traum von der blauen Blume

Novalis: Heinrich von Ofterdingen. Der Traum von der blauen Blume

Die Eltern lagen schon und schliefen, die Wanduhr schlug ihren Takt, vor den klappernden Fenstern sauste der Wind; abwechselnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf seinem Lager und gedachte des Fremden und seiner Erzählungen. „Nicht die Schätze sind es, die ein so unaussprechliches Verlangen in mir geweckt haben“, sagte er zu sich selbst, „fern-ab liegt mir alle Habsucht: aber die blaue Blume sehn ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn und ich kann nichts anders dichten und denken. So ist mir noch nie zumute gewesen: es ist, als hätt ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeschlummert; denn in der Welt, in der ich sonst lebte, wer hätte da sich um Blumen bekümmert, und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume hab ich damals nie gehört. [...] Es

- blaue Blume = Romantik
 - ↳ in der er sich verliert / verliert sich in Phantasien
- Verbindung von Traum & Wirklichkeit
 - ↳ Blume erscheint im Traum + im Leben aber fort
- Romantische Sehnsucht nach Unendlichen
 - ↳ nicht Besitz sondern Streben



Philipp Otto Runge: Indianerwurzel und Nelken (um 1805, Scherenschnitt)

wird von der Romantik angezogen

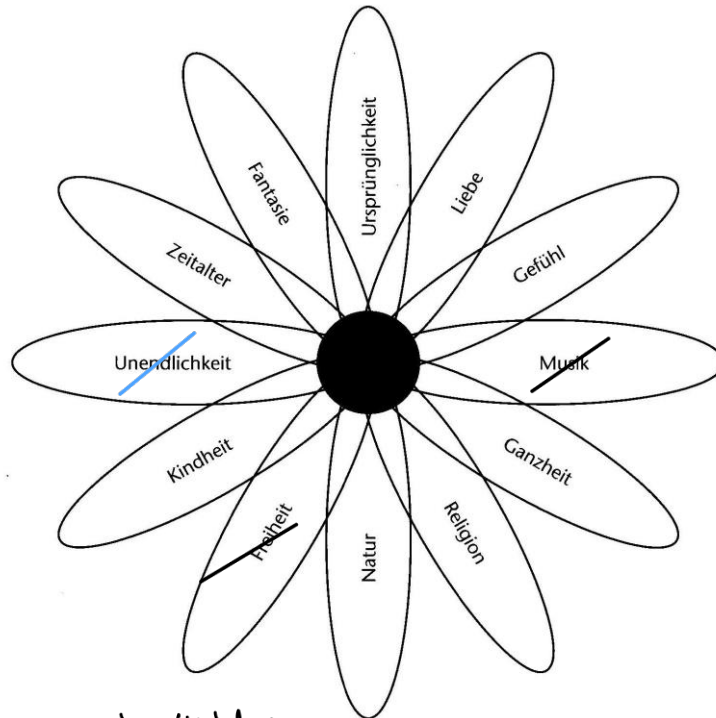
ist mir oft so entzückend wohl, und nur dann, wenn ich die Blume nicht recht gegenwärtig habe, befällt mich so ein tiefes inniges Treiben: das kann und wird keiner verstehn. [...]“
Der Jüngling verlor sich allmählich in süßen Phantasien und entschlummerte. Da träumte ihm erst von unabsehbaren Fernen und wilden, unbekannten Gegenden. Er wanderte über Meere mit unbegreiflicher Leichtigkeit; wunderliche Tiere sah er [...].
Endlich gelangte er zu einer kleinen Wiese, die am Hange des Berges lag. Hinter der Wiese erhob sich eine hohe Klippe, an deren Fuß er eine Öffnung erblickte, die der Anfang eines in den Felsen gehauenen Ganges zu sein schien. Der Gang führte ihn gemächlich eine Zeit lang eben fort bis zu einer großen Weitung, aus der ihm schon von fern ein helles Licht entgegenglänzte. Wie er hineintrat, ward er einen mächtigen Strahl gewahr, der wie aus einem Springquell bis an die Decke des Gewölbes stieg und oben in unzähligen Funken zerstäubte, die sich unten in einem großen Becken sammelten, der Strahl glänzte wie entzündetes Gold; nicht das mindeste Geräusch war zu hören, eine heilige Stille umgab das herrliche Schauspiel. Er näherte sich dem Becken, das mit unendlichen Farben wogte und zitterte [...].
Er tauchte seine Hand in das Becken und benetzte seine Lippen.
Es war, als durchdränge ihn ein geistiger Hauch, und er fühlte sich innigst gestärkt und erfrischt. Ein unwiderstehliches Verlangen ergriff ihn, sich zu baden, er entkleidete sich und stieg in das Becken. Es dünkte ihn, als umflösse ihn eine Wolke des Abendrots; eine himmlische Empfindung überströmte sein Inneres; mit inniger Wollust strebten unzählbare Gedanken in ihm sich zu vermischen; neue, nie gesehene Bilder entstanden, die auch ineinander flossen und zu sichtbaren Wesen um ihn wurden, und jede Welle des lieblichen Elements schmiegte sich wie ein zarter Busen an ihn. Die Flut schien eine Auflösung reizender Mädchen, die an dem Jünglinge sich augenblicklich verkörperten.
Berauscht von Entzücken und doch jedes Eindrucks bewusst, schwamm er gemach dem leuchtenden Strome nach, der aus dem Becken in den Felsen hineinfließ. Eine Art von süßem Schlummer befahl ihm, in welchem er unbeschreibliche Begebenheiten träumte und woraus ihn eine andere Erleuchtung weckte. Er fand sich auf einem weichen Rasen am Rande einer Quelle, die in die Luft hinausquoll und sich darin zu verzehren schien. Dunkelblaue Felsen mit bunten Adern erhoben sich in einiger Entfernung; das Tageslicht, das ihn umgab, war heller und milder als das gewöhnliche, der Himmel war schwarzblau und völlig rein. Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe lichtblaue Blume, die zunächst an der Quelle stand und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte [...]. Er sah nichts als die blaue Blume und betrachtete sie lange mit unennbarer Zärtlichkeit. Endlich wollte er sich ihr nähern, als sie auf einmal sich zu bewegen und zu verändern anfang; die Blätter wurden glänzender und schmiegt sich an den wachsenden Stängel, die Blume neigte sich nach ihm zu und die Blütenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte. Sein süßes Staunen wuchs mit der sonderbaren Verwandlung, als ihn plötzlich die Stimme seiner Mutter weckte und er sich in der elterlichen Stube fand, die schon die Morgensonne vergoldete. [...]

aus: Novalis: Schriften.
Die Werke Friedrichs von Hardenbergs.
Hrsg. v. P. Kluckhohn und R. Samuel. Band I,
Wissenschaftliche Buchgesellschaft,
Darmstadt 1960, S. 195ff.

Station VIII: Die romantische Weltanschauung

Aufgabe

- In der Graphik der Blume (siehe unten) finden Sie zwölf zentrale Begriffe der romantischen Weltanschauung. Ordnen Sie diese Begriffe als Überschriften den folgenden Textfragmenten zu.



1. Unendlichkeit

„Die Nacht hat etwas Zauberisches, was kein Tag hat; so etwas Grenzenloses, Inniges, Seliges. Das Mechanische der Zeitlichkeit, das einen spannt und festhält, weicht so sanft zurück, und man schwimmt und schwebt, ohne Anstoß, auf Momente im ewigen Leben.“

(Wilhelm Heinse, Dichter)

„Nur durch Beziehung aufs Unendliche entsteht Gehalt und Nutzen; was sich nicht darauf bezieht, ist schlechthin leer und unnütz.“

10 (Novalis)

2. Freiheit

„Es lebe die Freiheit! – Ich meine jene uralte lebendige Freiheit, die uns in großen Wäldern wie mit wehmütigen Erinnerungen anweht oder bei alten Burgen sich wie ein Geist auf die zerfallene Zinne stellt [...] – Aber damit ist es nun aus. Die Wälder haben sie ausgehauen, denn sie fürchten sich vor ihnen, weil sie von der alten Zeit zu ihnen sprechen und am Ende den Ort noch verraten könnten, wo das Schwert vergraben liegt.“

20 (Joseph von Eichendorff)

3. Musik

„Wenn ich es so recht innig genieße, wie der leeren Stille sich auf einmal, aus freier Willkür, ein schöner Zug von Tönen entwindet und als ein Opferrauch emporsteigt, sich in Lüften wiegt und wieder still zur Erde herabsinkt; – da entspringen und drängen sich so viele neue schöne Bilder in meinem Herzen, dass ich vor Wonne mich nicht zu lassen weiß. – Bald kommt Musik mir vor wie ein Vogel Phönix, der sich leicht und kühn zu eigener Freude erhebt, zu eigenem Behagen stolzierend hinaufschwebt und Götter und Menschen durch seinen Flügelschwung erfreut. – Bald dünkt es mich, Musik sei wie ein Kind, das tot im Grabe lag – ein rötlicher Sonnenstrahl vom Himmel entnimmt ihm die Seele sanft, und es genießt, in himmlischen Äther versetzt, goldne Tropfen der Ewigkeit und umarmt die Urbilder der allerschönsten menschlichen Träume. – Und bald – welche herrliche Fülle der Bilder – bald ist die Tonkunst mir ganz ein Bild unsers Lebens – eine rührend kurze Freude, die aus dem Nichts entsteht und ins Nichts vergeht – die anhebt und versinkt; man weiß nicht warum: – eine kleine fröhliche grüne Insel, mit Sonnenschein, mit Sang und Klang – die auf dem dunkeln, unergründlichen Ozean schwimmt.“

10 (Wilhelm Heinrich Wackenroder)

4. Ganzheit

„Der Fleiß und der Nutzen sind die Todesengel mit dem feurigen
45 Schwert, welche den Menschen die Rückkehr ins Paradies verwe-
ren. Nur mit Gelassenheit und Sanftmut, in der heiligen Stille der
echten Passivität kann man sich an sein ganzes Ich erinnern und die
Welt und das Leben anschauen.“
(Friedrich Schlegel)

5. Fantasie

„Woher sollen wir nun aber Kraft schöpfen im Zustande tiefster Ent-
kräftung? Woher die menschliche Stärke gegen den alles lähmenden
Druck einer Zivilisation, welche den Menschen vollkommen ver-
55 leugnet; gegen den Übermut einer Kultur, welche den menschlichen
Geist nur als Dampfkraft der Maschine verwendet? Woher das Licht
zur Erleuchtung jenes herrschenden, grausamen Aberglaubens, dass
jene Zivilisation, jene Kultur an sich mehr wert seien als der wirkli-
che lebendige Mensch?“
60 (Richard Wagner, Komponist)

6. Natur

„Ich möchte all diese Kultur im Stich lassen und mich zu dem simp-
len Schweizerhirten ins Gebirge hinflüchten und seine Alpenlieder,
65 wonach er überall Heimweh bekommt, mit ihm spielen.“
(Wilhelm Heinrich Wackenroder)

7. Religion

„So vertritt die Kunst allemal die Gottheit, und das menschliche
70 Verhältnis zu ihr ist Religion, und was wir durch die Kunst erwerben,
das ist von Gott, göttliche Eingebung, die den menschlichen Befähig-
ungen ein Ziel steckt, was er erreicht.“
(Bettina von Arnim)
„Die Religion ist die allbelebende Weltseele der Bildung, das vier-
75 te unsichtbare Element der Philosophie, Moral und Poesie, welches
gleich dem Feuer, wo es gebunden ist, in der Stille allgegenwärtig

wohltut und nur durch Gewalt und Reiz von außen in furchtbare
Zerstörung ausbricht.“
(Novalis)

80 „Religion ist Sinn und Geschmack fürs Unendliche. Die religiösen
Gefühle sollen wie eine heilige Musik alles Tun des Menschen beglei-
ten; er soll alles mit Religion tun, nichts aus Religion.“
(Friedrich Schleiermacher, Philosoph und Theologe)

8. Liebe

85 „Das ist die Gewalt der Liebe, dass alles Wirklichkeit ist, was vorher
Traum war, und dass ein göttlicher Geist dem in der Liebe Erwachten
das Leben erleuchte.“
(Bettina von Arnim)
90 „Solange wir nicht geliebt haben, dürfen wir nicht hoffen, uns selbst
recht zu kennen. Nur selten gelangt das Weib zu einem freien, leben-
digen Bewusstsein seiner Existenz, nur Liebe bringt Selbsttätigkeit
und Leben in den dumpfen Kreis ihrer Ideen. Hier und hier allein
ist es ihr vergönnt, ein freies Dasein zu genießen.“
95 (Sophie Mereau, Schriftstellerin)

9. Zeitalter

„Der Historiker ist ein rückwärts gewandter Prophet.“
(Novalis)
100 „Die Fabellehre enthält die Geschichte der urbildlichen Welt, sie
begreift Vorzeit, Gegenwart und Zukunft.“
(Novalis)

10. Gefühl

105 „Der wesentliche Sinn des Lebens ist Gefühl. Zu fühlen, dass wir
sind, und sei es durch Schmerz. Es ist die ‚sehnsuchtsvolle Leere‘,
die uns dazu treibt, zu spielen – zu kämpfen – zu reisen – zum lei-
denschaftlichen Tun.“
(Lord Byron)

11. Ursprünglichkeit

110 „Denn das ist der Anfang aller Poesie, den Gang und die Gesetze der
vernünftig denkenden Welt aufzuheben und uns wieder in die schö-
ne Verwirrung der Fantasie, in das ursprüngliche Chaos der mensch-
115 lichen Natur zu versetzen.“
(Friedrich Schlegel)

12. Kindheit

„In jedem Kinde liegt eine wunderbare Tiefe.“
120 (Robert Schumann, Komponist)
„Kinder müssen wir werden, wenn wir das Beste erreichen wollen.“
(Philipp Otto Runge, Maler)
„Wo Kinder sind, da ist ein goldenes Zeitalter.“
(Novalis)

Station X: Der Philister - das Gegenstück zum romantischen Helden

Novalis: Der Philister (1798)



Unser Alltagsleben besteht aus lauter erhaltenden, immer wiederkehrenden Verrichtungen. Dieser Zirkel von Gewohnheiten ist nur Mittel zu einem Hauptmittel, unserm irdischen Dasein überhaupt, das aus mannigfaltigen Arten zu existieren gemischt ist.

Philister leben nur ein Alltagsleben. Das Hauptmittel scheint ihr einziger Zweck zu sein. Sie tun das alles um des irdischen Lebens willen, wie es scheint und nach ihren eigenen Äußerungen scheinen muss. Poesie mischen sie nur zur Notdurft unter, weil sie nun einmal an eine gewisse Unterbrechung ihres täglichen Laufs gewöhnt sind. In der Regel erfolgt diese Unterbrechung alle sieben Tage und könnte ein poetisches

Leben nur von Gewohnheit zu Gewohnheit

Sonntag keine Arbeit → kann man machen was man will

Septanfieber heißen. Sonntags ruht die Arbeit, sie leben ein bisschen besser als gewöhnlich, und dieser Sonntagsrausch endigt sich mit einem etwas tieferen Schläfe als sonst; daher auch montags alles noch einen raschern Gang hat. [...] Den höchsten Grad seines poetischen Daseins erreicht der Philister bei einer Reise, Hochzeit, Kindtaufe und in der Kirche. Hier werden seine kühnsten Wünsche befriedigt und oft übertroffen.

→ außergewöhnliche Ereignisse (Live Event)

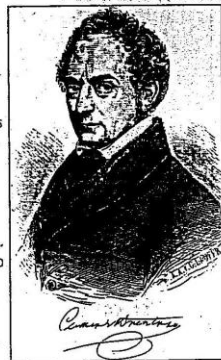
Ihre sogenannte Religion wirkt bloß wie ein Opiat: reizend, betäubend, Schmerzen aus Schwäche stillend. Ihre Früh- und Abendgebete sind ihnen, wie Frühstück und Abendbrot, notwendig. Sie können's nicht mehr lassen. Der derbe Philister stellt sich die Freuden des Himmels unter dem Bilde einer Kirmes, einer Hochzeit, einer Reise oder eines Balls vor: Der Sublimierte macht aus dem Himmel eine prächtige Kirche mit schöner Musik, vielem Gepränge, mit Stühlen für das gemeine Volk parterre und Kapellen und Emporkirchen für die Vornehmern.

→ Pflichtbewusstsein → der Arbeit verschrieben

Sonntag in der Kirche

passiert immer das Gleiche, deswegen auch keine Träume

Clemens Brentano: Der Philister vor, in und nach der Geschichte (1811)



Wenn der Philister morgens aus seinem traumlosen Schläfe, wie ein ertrunkener Leichnam aus dem Wasser, herauf taucht, so probiert er sachte mit seinen Gliedmaßen herum, ob sie auch noch alle zugegen, hierauf bleibt er ruhig liegen, und dem anpochenden Bringer des Wochenblatts ruft er zu, er solle es in der Küche abgeben, denn er

liege jetzt im ersten Schweiß und könne, ohne ein Wagehals zu sein, nicht aufstehn. [...] Seine weiße baumwollne Schlafmütze, zu welcher diese Ungeheuer große Liebe tragen, sitzt unverrückt, denn ein Philister rührt sich nicht im Schlaf. [...] Sodann raucht er Tabak, wozu er die höchste Leidenschaft hat oder welches er übertrieben affektiert hasst; im Ganzen ist der Rauchtobak den Philistern unendlich lieb, sie sagen sehr gern, er halte ihnen den Leib gelinde offen, und sie könnten bei dem Zug der Rauchwolken Betrachtungen über die Vergänglichkeit anstellen, so hängt die Pfeife eng mit ihrer Philosophie zusammen; auch besitzt er gewiss irgend ein Tabaksgedicht oder hat selbst eins gemacht.

→ größter Raucher überhaupt → so süchtig → Höhepunkt des Tages

→ kann durchaus rauchen auch mal an die Vergangenheit denken & ist nicht in seinem Alltagstod

Teil der Gewohnheit

Joseph von Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts

*Kurze Inhaltsangabe zur Novelle

Ein Müller schickt seinen Sohn, den er einen Taugenichts schimpft, weil der ihn die ganze Arbeit allein machen lässt, hinaus in die weite Welt. Froh nimmt der Sohn seine Geige und verlässt sein Dorf, ohne ein klares Ziel vor Augen zu haben. Schon bald hält neben ihm eine Kutsche, in der zwei Damen sitzen, die Gefallen an seiner Musik finden. Sie nehmen ihn mit auf ihr Schloss, nahe Wien, wo er sofort als Gärtnerbursche eingestellt wird. Bald verliebt er sich in die jüngere der beiden Damen und wird zum Zolleinnehmer befördert. Den Garten des Zollhäuschens befreit er von den Kartoffeln, um dort Blumen anzupflanzen, die er regelmäßig seiner Angebeteten hinterlegt. Er beschließt, das Reisen aufzugeben und Geld zu sparen, um es zu etwas Großem zu bringen, und freundet sich mit dem Portier des Schlosses an. Als er jedoch eines Tages seine „allerschönste Frau“ mit einem Offizier auf einem Balkon sieht und sie für ihn nun unerreichbar scheint, packt er seine Sachen und verlässt das Schloss.

Quelle: www.wikipedia.org/wiki/Aus_dem_Leben_eines_Taugenichts (letzter Zugriff: 03.11.2015)

Ausschnitt der Novelle: siehe Rückseite!!!

Szene beginnt mit Taugenichts' wenig Motivation zur Arbeit & träumerhaftes Verhalten

ZWEITES KAPITEL

Dicht am herrschaftlichen Garten ging die Landstraße vorüber, nur durch eine hohe Mauer von derselben geschieden. Ein gar sauberes Zöllhäuschen mit rothem Ziegeldache war da erbaut, und hinter demselben ein kleines buntumzäuntes Blumengärtchen, das durch eine Lücke in der Mauer des Schloßgartens hindurch an den schattigsten und verborgensten Theil des letzteren stieß. Dort war eben der Zolleinnehmer gestorben, der das alles sonst bewohnte. Da kam des einen Morgens frühzeitig, da ich noch im tiefsten Schläfe lag, der Schreiber vom Schlosse zu mir und rief mich schleunigst zum Herrn Amtmann. Ich zog mich geschwind an und schlenderte hinter dem lustigen Schreiber her, der unterwegs bald da bald dort eine Blume abbrach und vorn an den Rock steckte, bald mit [17] seinem Spazierstöckchen künstlich in der Luft herumfocht und allerlei zu mir in den Wind hineinparlirte, wovon ich aber nichts verstand, weil mir die Augen und Ohren noch voller Schlaf lagen. Als ich in die Kanzlei trat, wo es noch gar nicht recht Tag war, sah der Amtmann hinter einem ungeheuren Dintenfasse und Stößen von Papier und Büchern und einer ansehnlichen Perücke, wie die Bule aus ihrem Nest, auf mich und hob an: „Wie heißt Er? Woher ist Er? Kann Er schreiben, lesen und rechnen?“ Da ich das bejahte, versetzte er: „Na, die gnädige Herrschaft hat Ihn, in Betrachtung Seiner guten

20

ZWEITES KAPITEL

Aufführung und besondern Meriten, die ledige Einnahmer-Stelle zugedacht.“ – Ich überdachte in der Geschwindigkeit für mich meine bisherige Aufführung und Manieren, und ich mußte gestehen, ich fand am Ende selber, daß der Amtmann Recht hatte. – Und so war ich denn wirklich Zolleinnehmer, ehe ich mich's versah.

Ich bezog nun sogleich meine neue Wohnung und war in kurzer Zeit eingerichtet. Ich hatte noch mehrere Geräthschaften gefunden, die der selige Einnahmer seinem Nachfolger hinterlassen, unter andern einen prächtigen rothen Schlafrock mit gelben Punkten, grüne Pantoffeln, eine Schlafmütze und einige Pfeifen mit langen Röhren. Das alles hatte ich mir schon einmal gewünscht als ich noch zu Hause war, wo ich immer unsern Pfarrer so kommode herumgehen sah. Den ganzen Tag, (zu thun hatte ich weiter nichts) saß ich daher auf dem Bänkchen vor meinem Hause [18] in Schlafrock und Schlafmütze, rauchte Taback aus dem längsten Rohre, das ich nach dem seligen Einnahmer gefunden hatte, und sah zu, wie die Leute auf der Landstraße hin- und hergingen, fuhren und ritten. Ich wünschte nur immer, daß auch einmal ein paar Leute aus meinem Dorfe, die immer sagten, aus mir würde mein Lebtage nichts, hier vorüber kommen und mich so sehen möchten. – Der Schlafrock stand mir schön zu Gesichte, und überhaupt das alles behagte mir sehr gut. So saß ich denn da und dachte mir mancherlei hin und her, wie aller Anfang schwer ist, wie das vornehmere Leben doch eigentlich recht kommode sei, und faßte heimlich den Entschluß, nunmehr alles Reisen zu lassen, auch Geld zu sparen wie die andern, und es mit der Zeit gewiß zu etwas Großem in der Welt zu bringen. Inzwi-

ZWEITES KAPITEL

21

schen vergaß ich über den Entschlüssen, Sorgen und Geschäften die allerschönste Frau keineswegs.

Die Kartoffeln und anderes Gemüse, das ich in meinem kleinen Gärtchen fand, warf ich hinaus und bebauete es ganz mit den auserlesensten Blumen, worüber mich der Portier vom Schlosse mit der großen kurfürstlichen Nase, der, seitdem ich hier wohnte, oft zu mir kam und mein intimer Freund geworden war, bedenklich von der Seite ansah, und mich für einen hielt, den sein plötzliches Glück verrückt gemacht hätte. Ich aber ließ mich das nicht anfechten. Denn nicht weit von mir im herrschaftlichen Garten hörte ich feine Stimmen sprechen, unter denen ich die meistern schönen Frau zu erkennen meinte, obgleich ich wegen des dichten Gebüsches Niemand sehen konnte. Da band ich denn alle Tage einen Strauß von den schönsten Blumen die ich hatte, stieg jeden Abend, wenn es dunkel wurde, über die Mauer und legte ihn auf einen steinernen Tisch hin, der dort inmitten einer Laube stand; und jeden Abend wenn ich den neuen Strauß brachte, war der alte von dem Tische fort.

Eines Abends war die Herrschaft auf die Jagd geritten; die Sonne ging eben unter und bedeckte das ganze Land mit Glanz und Schimmer, die Donau schlängelte sich prächtig wie von lauter Gold und Feuer in die weite Ferne, von allen Bergen bis tief ins Land hinein sangen und jauchzten die Winzer. Ich saß mit dem Portier auf dem Bänkchen vor meinem Hause, und freute mich in der lauen Luft, und wie der lustige Tag so langsam vor uns verdunkelte und verhallte. Da ließen sich auf einmal die Hörner der zurückkehrenden Jäger von Ferne vernehmen, die von den Bergen gegenüber einander von Zeit zu

22

ZWEITES KAPITEL

Zeit lieblich Antwort gaben. Ich war recht im innersten Herzen vergnügt und sprang auf und rief wie bezaubert und verzückt vor Lust: „Nein, das ist mir doch ein Metier, die edle Jägerei!“ Der Portier aber klopfte sich ruhig die Pfeife aus und sagte: „Das denkt Ihr Euch just so. Ich habe es auch mitgemacht, man verdient sich kaum die Sohlen, die man sich abläuft; und Husten und Schnupfen wird man erst gar nicht los, das kommt von den ewig nassen Füßen.“ – Ich weiß [20] nicht, mich packte da ein närrischer Zorn, daß ich ordentlich am ganzen Leibe zitterte. Mir war auf einmal der ganze Kerl mit seinem langweiligen Mantel, die ewigen Füße, sein Tabacksschnupfen, die große Nase und alles abscheulich. – Ich faßte ihn, wie außer mir, bei der Brust und sagte: „Portier, jetzt schert Ihr Euch nach Hause, oder ich prügeln Euch hier sogleich durch!“ Den Portier überfiel bei diesen Worten seine alte Meinung, ich wäre verrückt geworden. Er sah mich bedenklich und mit heimlicher Furcht an, machte sich, ohne ein Wort zu sprechen, von mir los und ging, immer noch unheimlich nach mir zurück blickend, mit laugen Schritten nach dem Schlosse, wo er äthemlos aussagte, ich sei nun wirklich rasend geworden.

⇒ subtile Kritik am Welt der Philister

→ Naturverbundenheit / träumerisch & künstlerische des Taugenichts starker Kontrast zur harten Zweckhaftigkeit & Anpassung des Beamtenums & Kleinbürgertums in Welt

deutet auf seine Tagträumerei hin

trüdelnde Bürokratie & geistige Enge

Kleidung von Philistern → Taugenichts übernimmt diese fast parodistisch